

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Schenk, Marie M.: Der Mußjeh

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Leuchters mit Talg und setzte ihn mit einem Schein von Ungeheuerlichkeit auf die Stelle, wo die Dukaten lagen, eine Geldsorte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten, und war mit ihrem ersten Fişfang wohl zufrieden; sie wiederholte dieses Kunststück mehrmals, und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrte sich nach und nach ihr heimlicher Schatz, und zwar um desto reichlicher, als sie alles, was bei der innern Wirtschaft von barem Gelde ihr in die Hände floß, auf das strengste zusammenhielt.

Schon war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane tren geblieben und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich auf einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzuschmeicheln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sei. Es hätten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferer getan, seine Pachtgelder übrigbleiben sollen; sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Leute nicht ganz befriedigen können. Da er alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Berstoß herrühre.

Margarete schilderte ihm darauf sein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgebe, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmütige Freigebigkeit kam mit in Anschlag, und freilich ließen ihn die Folgen seiner Handlungsweise, die ihn so sehr drückten, keine Entschuldigung aufbringen.

Margarete konnte ihren Gatten nicht lange in dieser Verlegenheit lassen, um so weniger, als es ihr so sehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie setzte ihn in Verwunderung, als sie zu seinem Geburtstag, der eben eintrat, und an dem sie ihn sonst mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Körbchen voll Geldrollen ankam. Die verschiedenen Münzsorten waren besonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war, mit schlechter Schrift, jedoch sorgfältig, darauf gezeichnet. Wie er staunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor sich sah und die Frau ihm versicherte, das Geld gehöre ihm zu. Sie erzählte darauf umständlich, wann und wie sie es genommen, was sie ihm entzogen und was durch ihren Fleiß erspart worden sei. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er

Ausgabe und Einnahme der Frau völlig übertrug, seine Geschäfte vor wie nach, nur mit noch größerem Eifer, besorgte, von dem Tage an aber keinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Rechners mit großen Ehren: kein falscher Laubtaler, ja kein verrufener Sechser ward angenommen, und die Herrschaft im Hause war, wie billig, die Folge ihrer Tätigkeit und Sorgfalt, durch die sie nach Verlauf von zehn Jahren sich in den Stand setzte, den Gasthof mit allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.



## Der Mußjeh.

Von Marie W.  
Schenl.

er Briefträger Zaches — kurzweg Postle genannt — hatte von jeher einen

mächtigen Sparren gehabt, und dieser Sparren war neben seiner wunderbar gepreizten Rede-weise die große Vorliebe für Fremdwörter. Es störte ihn durchaus nicht, daß er die eine Hälfte falsch aussprach, die andere verkehrt anwandte, vielmehr formte er sich im Notfall unbekümmert aus zwei, drei beliebigen Fremdwörtern ein neues, das dann nach seinen Begriffen haarstarr das ausdrückte, was er sagen wollte. Seit er aber ein steifes Knie und das Eiserne Kreuz aus dem Krieg heimgebracht hatte — wohlverstanden: aus dem siebenziger Krieg, denn als der große Weltbrand ausbrach, zählte der Postle längst zum alten Eisen —, war seinem Sparren ein neuer, kräftiger Ast gewachsen; er hatte nämlich zu seinen Fremdwörtern allerhand französische Brocken in seinen Sprachschatz aufgenommen.

In einem besonders hatte er seinen Narren gefressen und warf damit um sich wie ein Sämann mit seinen Körnern: „Bonschur, Mußjeh!“ (Guten Tag, mein Herr!) rief er jedem zu, der ihm in den Weg lief; mit diesem Gruße wollte er dartun, daß er im Feindeslande etwas Rechtes gelernt habe. Und es währte nicht lang, so war ihm sein Spitzname angehängt; kein Mensch nannte ihn mehr Postle oder gar Zaches, nein, für lebenslang war er und blieb er der Mußjeh.

Schon vor der großen Umtaufe, als er noch der Postle war, rechnete er sich unbedingt zur „bessern Hälfte“, womit er alle an Rang, Vermögen und Bildung Höherstehenden meinte. Sein Beruf führte ihn mit Obren, Mittelern und Untern zusammen; überall mußte er Rede

und Antwort stehen und Auskunft geben; da paßte er gut auf und eignete sich auf seine Weise an, was ihm fein und gebildet schien, und tat seinem von Natur nicht ungeläufigen Mundwerk so lang Gewalt an, bis sein breites Schwäbisch sich in ein wunderliches Deutsch — er nannte es stolz: Hochdeutsch — gewandelt hatte.

Im Dorfe staunte man zuerst darüber, dann lachte man ihn gründlich aus. Als ihn das aber weder kimmerte noch verdroß, sondern ihn eher in seinem Bildungseifer bestärkte, ließ man ihn gewähren und jagte gutmütig entschuldigend: „So, jo! dr Postle ischt e gueter Kerle, — aber er hot halt en Sparre z'vill!“

Eines Tages soll auf einem Neubau der Dachstuhl aufgerichtet werden, und wie sich beim Bauen manches Ueberraschende herausstellt: auf einmal ist ein Sparren zu wenig vorhanden. Meister Schülzle, der Zimmermann, kratzt sich verlegen hinterm Ohr und kurrzt seinen Gesellen an: „Des ischt jeh e schöne G'schicht und e Schand dzue, — so ebbes Saudumms ischt mr au mei Lebtag no nie vorkomme: jeh hent mr en Sparre z'weng! Was mache mr jeh do?“

„D, gent nu zue mein Zachesvetter!“ schreit da ein kleines Bübchen, „der kann ei guet aus-helfe, — der hot en Sparre z'vill!“

„Hoscht recht, Büeble!“ lacht der Schülzle, „grauß g'mueg wär er au, aber g'holfe ischt es mit jellem Sparre it!“

Dem Postle wird die Geschichte hinterbracht. Aber er zuckt nur geringschäßig die Achseln: „Sechstens: der Neid! Das sagt der Schülzle nu aus Konstanzer (konstanter = beständiger) Bosheit, weil i in der Schuel alleweil als erschter g'sesse bin und er auf'm Ejselbänkle!“

Ueber seinen Beruf, den er sehr ernst und wichtig nahm, hatte der Postle seine eigenen Ansichten; es schien ihm unbedingt nötig, daß er über alles, was in der Welt und im Dorf vorging, genau Bescheid wußte, und darum hielt er es geradezu für seine Pflicht, die verschiedenen Zeitungen erst zu lesen, eh' er sie an ihre Besteller austrug. Es kam ihm nicht darauf an, an Tagen, da viel Zeitungspost in Aussicht stand, seinen Dienst um eine Stunde früher anzutreten, und reichte diese Zeit für sein freiwilliges Ueberwachungsamt nicht aus, — warum sollte er sich ein Gewissen daraus machen, den ungeduldig auf sein Blatt Wartenden achsel-zuckend zu vertrösten: „Es tuet mr leid, das Blatt ischt hent ausbliebe, — das Poschtwägele wird's am Nachmittag positiv bringe!“

Doch müssen wir zu des Postles Ehre sagen, daß er gerecht war und alle seine Kunden reihum an der Verzögerung teilnehmen ließ, weshalb der einzelne Bezueher nicht allzuoft in die Lage kam, über das Ausbleiben seiner Zeitung sich Gedanken zu machen.

Daß der Postle alle Briefanschriften sorgfältig prüfte und alle Postkarten las, bevor er sie dem Berechtigten zustellte, versteht sich nach dem Gesagten von selbst; er machte auch gar kein Geheimnis daraus; er verlangsamte wohl gar den Schritt, wenn er sich dem Hause des Empfängers näherte und mit dem Lesen noch nicht fertig war, unbekümmert darum, daß man vom Fenster aus wartend nach ihm ansah. Selten lieferte er ein Poststück ab, ohne seinen Senf dazuzugeben.

„So, Annel, diesmal ischt es nur ein Korreschpedenzkärtle, aber de brauchst keine Angscht zu habe: es geht em guet bei de Hundertdreizehner — dein Hanssörg, und die Wurscht ischt guet ankomme, und ewig treu ischt er dir fürs ganze Lebe, — aber zwei Eier sind kaput gesein, das nächste Mal tät i je hart siebe!“

„I mein alleweil, Streiberer, mit dem Prozeß steht es Matthäus am letschte; das ischt jeh in vierzehe Tage schon das dritte Schreibes vom Affekate, i an deiner Stell tät eineweg Vatter bekafe mache!“

Womit der Zaches sagen wollte: Ich tät' meine Schuld zugeben — auf lateinisch ungefähr: pater peccavi = Vater, ich habe gesündigt.

„Ei, Fräule Maarie, hent kommt aber ganz was Urrijantes (Interessantes = Merkwürdiges): ein Brief aus em Welschland: Made-mo-i-selle — schön, sehr schön, aber schwierig zu sage und ein merkwürdig Kuriosum.“

„Nei, Herr Doktor, alles was recht ischt; aber daß jeh Ihre Hermännle nu noch hebräische Korreschpedenzkärtle schreibt, — das ischt unchristlich! Stenegrapiert sei das, sage Se? — Das kann jeder sage, aber unchristlich ischt's eineweg: man sollt seine Nebensmenschen, wo so Anteil nehme, nit unnötigermassen so ausm Konzert bringe.“

„Hent bring i Zhne ein Pläsiervergnüge, Fräule Gelis, Se müesse nit verschrecke, — ei, wo hab i's jeh glei, das Tellengram? Sodele, — also der Herr Bräutigam kommt! Gelt, das ischt eine Freud! Um viere soll das Kutscheschöble am Hefinger Bahnhof sein. — Dank schön, Fräule Gelis, auf Zhne Ihre wertes Wohl und dem Herrn Bräutigam sein hochgeschätztes. Prositum!“

„So, der Vatter ischt nit daheim, Lizabethle? Also, dann gib ihm die Zeitung! Was, das Unterhaltungsblättle tät drin fehle? — Hoscht recht, das bring i ihm das nächste Mal personaliter selbst! Warum — darum, weil daß eine Liebensgeschichte darin ischt — niz für so junge Gecksnase, wie du eins bischt, verstande?“ —

Man sieht: der Zaches sorgte für Ordnung und hielt auf Rechlichkeit, Zucht und Anstand; und wenn er auch meinte, der Zaches könne nicht ruhig schlafen, wenn er nicht alles wisse, was in seiner Posttasche von Hans zu Haus

wanderte: gegen andere als die Beteiligten wahrte er das Amtsgeheimnis mit eiserner Strenge. Wenn irgend jemand ihn vorsichtig über dies oder das anhörchen wollte, zwinkerte er listig mit den Augen, faßte mit der rechten Hand nach dem linken Ohr und sagte seelenruhig: „Auf dem Ohr heißt der Postle Kannitverstan und auf dem andern ischt er staubdumm!“

Der Postle hatte sein gutes Auskommen, war ein stämmiger, frischer Bursch und immer gern dabei, wenn es für die Ledigen irgendwo lustig



„Heut bring i Ihne ein Pflasterbergnüge, Fräulein Felis . . .“

herging. Da konnte es nicht ausbleiben, daß er mancherlei Anfechtungen auszustehen hatte; wenn man ihn hörte, so brauchte er nur die Hand auszustrecken und zu pfeifen, und siehe da! an jedem Finger zappelte eine, die ihn gern genommen hätte. Ihm aber gefiel trotz seiner achtundzwanzig Jahre der ledige Stand immer noch am besten, und schlau wußte er allen noch so fein gelegten Schlingen zu ent schlüpfen. Seiner Bildung gemäß stellte er hohe Ansprüche an seine Zukünftige und ließ sich bei seiner Wahl gründlich Zeit. „Ledig ischt ledig!“ pflegte er zu sagen, wenn man ihn mit seiner Ehescheu neckte, „und das Heirate ischt kei Roßhandel mit Neukauf, — einmal kopeliert ischt genueg für Zeit und Ewigkeit. Und was sollt i mit eme Weib mache bei meim landläufige Beruf? Das Weib soll dem Mann folge — heißt es in der Bibel! Das gab ein schöns Gerenn, wenn mir die mein überall hin wollt folge: vom

Wase in de Zinke, von dr Fosegaß in de Wolfslehe und hernachter in die Filialen. Vom Amtsgeheimnis ganz zu geschweige, dazu hab i bei de Weiber gar kei Fidinuz.“

Als es in den Krieg ging und er sah, wie schwer seinen verheirateten Kameraden der Abschied von Weib und Kind fiel, war er im innersten Herzen erst recht froh über seinen ledigen Stand; bei der Heimkehr jedoch sah die Sache ganz anders aus: da stand er einsichtig beiseite, als alle die andern von den Jhrigen jubelnd begrüßt wurden, und nun hätte gerade er eine sorgsame, liebevolle Pflegehand gut brauchen können. Sein Knie schmerzte noch tüchtig, und auch sonst stimmte so allerhand nicht: der Reizmathismus zupfte ihn nach seiner Aussage gehörig, und sein Nervenkostüm („Nervensystem“ hieß es der Arzt) war außer Rand und Band. Die alte Wase, die ihm recht und schlecht den Haushalt führte, jammerte und barmte zwar ausgiebig genug über seinen Zustand, aber Linderung brachte ihm das wenig. So lang er sich noch krank und elend fühlte, verhielt er sich fein still, und sein gut geschliffen Mundwerk schien durch den Krieg völlig zerschlagen. Je besser es ihm aber ging, desto mehr kam der alte Zaches wieder zum Vorschein. Auf sein Eisernes Kreuz hatte er einen Mordskrattel — wie der Stolz in der Dorfsprache genannt wird — und das mit Recht; denn der König von Preußen hatte es ihm eigenhändig an die Brust geheftet — für besondere Tapferkeit vor dem Feind, als er bei einem Sturmangriff draufgegangen war wie ein Wilder und richtig auch eine französische Fahne und sein zerschossenes Knie dabei geholt hatte. Anfänglich erzählte er seine Erlebnisse ganz schlicht und genau den Tatsachen entsprechend; doch als der Kreis seiner gespannt zuhörenden Zuhörer sich immer mehr vergrößerte, mischte er bei jedem neuen Erzählen unwillkürlich ein wenig mehr an schmückender Zutat hinein und nach und nach wuchsen seine Leistungen und Verdienste ins Ungeheuerliche; schließlich war er selbst überzeugt davon, daß der Krieg bei weitem nicht so vorteilhaft gendete hätte, wenn er, der Postle, nicht den Himmel an allen Enden und Ecken gehoben und den Muffjeh parlewu, wie er die Franzosen ein für allemal nannte, nicht gezeigt hätte, wo der deutsche Barthel den Most holt. Daß es dabei Fremdwörter und französische Brocken nur so hagelte, erhöhte den Reiz seiner Schilderungen und er fühlte sich mehr denn je in seinem Fahrwasser.

Auf die Preußen hielt er große Stücke und ließ nichts auf sie kommen, denn er hatte sie im Feldzug als gute und tappere Kameraden kennen gelernt. Wenn irgendeiner sich eine mißgünstige Stichelrede erlaubte, wies er ihn scharf zurück.

„Allabonör, Reschpekt vor de Preiße!“ erklärte er bestimmt; „was jagst, Peter? — das sei e ganz anderer Menschschlag als mir Schwabe und alleweil mit em Maul vorne dran? Recht hast; bis daß dr Schwab nu Wurscht gesagt hat, derweil hat se dr Preiß scho g'fresse, — aber grad so flink ischt er bei dr Hand, wann's ans Zueschlage geht, und wo der hinhaut, wart kein Gras meh.“

Seine gute Laune bekam einen tüchtigen Dämpfer aufgesetzt, als sich herausstellte, daß sein steifes Knie es ihm unmöglich machte, noch weiter den Briefträgerdienst in dem weitläufigen Bezirk zu versehen. Da schien guter Rat teuer; aber glücklicherweise fand sich ein Posten, der wie für ihn gemacht war: die Polizei- und Schuldienerstelle ward frei, und er bewarb sich darum. Weil er der Ansicht war, daß alles auf der Welt leichter gehe, wenn es die richtige Ansprache habe, wandte er sich an den Pfarrer, daß er sein Gesuch beim Gemeinderat befürworte.

„Se kenne mich doch, Herr Pfarr, und wisse, daß i mein Mann stell,“ sagte er, „von mein Herr Hauptmann kann i, was Führung und Mannszucht anbelangt, die allerbeste Differenz aufweise, und wenn nu der Herr Pfarr dazu noch gütigermaßen dazu noch das Protetariat (Bevölkerungsklasse, anstatt: Protetorat = Gönneramt) übernehme wollt, dann wär die Sach im Blei und es könnt mir nit fehle!“

Es fehlte ihm auch nicht: er bekam die Stelle wirklich, und aus dem Postle ward „der Polezei.“

Zu seiner Besoldung gehörte eine Wohnung von zwei Stübchen und einer schmucken Küche hoch oben im Dachstock des Schul- und Rathhauses, dicht neben dem Ortsarestraum gelegen; nun mangelte nichts mehr als ein schaffiges, freundliches Weibchen, das sah der Zaches mit jedem Tag mehr ein. Nicht allein, daß er sich jetzt bei seinen ganz veränderten Lebensumständen das Hausen zu zweit viel gemütlicher vorstellte; er hatte auch noch einen andern sehr triftigen Grund: Würde bringt Bürde, — so sehr das Amt als Polezei ihm zusagte, so wenig wollten ihm die Obliegenheiten des Schuldieners behagen. Treppen und Schulräume kehren und aufwaschen, Ofen heizen und Fenster putzen: das alles waren doch Weibslentarbeiten, die einer Amtsperson wenig anstanden. Darum beschloß er, seinen ledigen Stand aufzugeben und nach einem Ehegespons Umschau zu halten; aber wer die Wahl hat, hat auch die Qual: der Mußjeh fand an jeder etwas auszusetzen und konnte nicht schlüssig werden.

Da griff das Schicksal selber ein und machte seinem Zaubern kurzerhand ein Ende.

Eines Tages nämlich brachte die Post ein nach dörslichen Begriffen außerordentlich fein und vornehm geputztes junges Frauenzimmer

mit; das trug wahr und wahrhaftig am helllichten Werktag einen richtigen Strohhut mit einem ganzen Blumengarten darauf auf dem Kopf, fuchtelte mit einem Sonnenschirmchen aufgeregt in der Luft herum und trug unter dem seidnen Umhang ein anscheinend umfangreiches Bündel; schnurstracks ging es auf den Postverwalter zu und fragte in einem ganz wunderbar klingenden Deutsch: „Wo sein das Postle?“ —

Der alte Raze, ein ehemaliger Schuhmacher, bei dem das Fußwerk noch gut imstand war, dessen zitterige Hände aber die Schusterahle nicht mehr sicher führen konnten und der schon während des Krieges den Postdienst übernommen hatte, kam etwas verlegen herbei, die Fremde aber lachte dem alten Stoppelbart hell ins Gesicht und sagte: „O non, nit das alte — das junge Postle!“ —

Nach etlicher Mühe und mancherlei Hin und Her stellte sich heraus: das junge Frauenzimmer war eine Französin aus der Champagne, bei deren Angehörigen der Zaches lang im Quartier gelegen war und der er das Heiraten sehr gründlich versprochen hatte. Er dachte damals wohl, Versprechen und Halten ist zweierlei, und weit davon gut vor dem Schuß. Aber er hatte nicht mit der Findigkeit seiner französischen Liebsten gerechnet, als er genau wie daheim auch im Feindesland sich auf den Besondern hinauspielte und durch seine ausgeklügelten Redensarten wenigstens joviell von seinen heimatlichen Lebensumständen verriet, daß es der Fremden nicht allzu schwer fiel, ihn mit Erfolg zu suchen, nachdem sie auf ihre Briefe an ihn keine Antwort erhalten hatte.

Der Postverwalter merkte schmunzelnd den Braten und schickte dem Zaches Bericht: er solle alsobald in dringender Angelegenheit auf die Post kommen.

So schnell es sein steifes Knie erlaubte, erschien der Zaches, — als er aber die Französin erblickte, wäre ihm vor Ueberraschung beinahe die Ulmerpfeife auf den Boden gefallen, und er murmelte im echten Schwäbisch: „D leh, Mattheisle, jeh hot's aber dreizehne g'schlage!“

„Oui, oui, c'est-ça!“ (Ja, ja, richtig!) rief die Fremde vergnügt, als sie den Zaches daherkommen sah, „das sein die rekte!“ — und schadenfroh begrüßte sie ihn: „Eh bien, bonjour monsieur — me voilà!“ (Ei nun, guten Tag, mein Herr, da bin ich!)

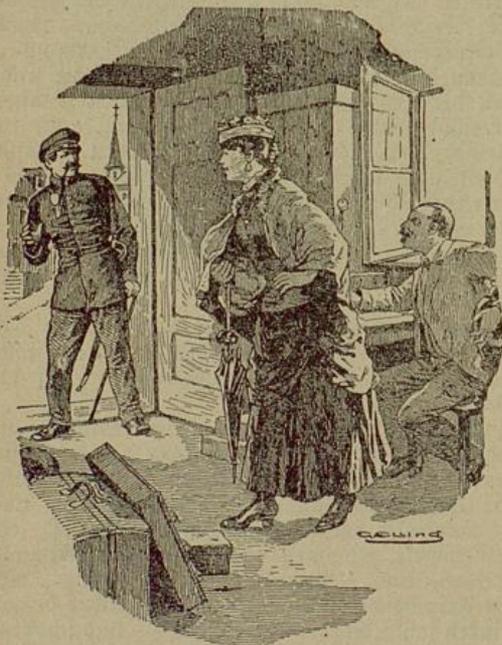
„Bonschur, Belaschie!“ antwortete der Zaches ganz bedeppt und gab ihr zögernd die Hand. Denn Pélagie: auf deutsch Pelagia, war der Name der so Begrüßten.

Inzwischen hatte sich eine ansehnliche Zuschauermenge um das Posthaus versammelt, und die am nächsten standen, begrüßten mit mehr oder weniger zurückhaltendem Grinsen

die ihnen bekannt klingenden Laute und verfolgten mit Spannung den weiteren Verlauf der Angelegenheit. So viel war allen klar: die Französin erhob Heiratsansprüche und der Mußjeh versuchte sie abzuleugnen. Die Sache spitzte sich immer mehr zu; je länger desto mehr erregte sich die Französin und sprudelte ihren welschen Redeschwall nur so über den Zaches hin. Dem war die Ulmerpfeife längst schon ausgegangen und verlegen schob er die Mütze von einem Ohr aufs andere.

„Heiratsverspreche?“ jagte er, als er endlich zu Wort kommen konnte, und schüttelte kräftig den Kopf, denn er wußte genau, daß sie nichts Schriftliches von ihm in der Hand hatte. „Das mußt beweise! Hast was Schriftlichs, Belaschie?“ — und siegesgewiß lachend machte er mit der Hand die Bewegung des Schreibens: „Ekrätür, Belaschie, Ekrätür!“ (Unter écriture verstand der Zaches etwas Geschriebenes.)

„Ecriture?“ rief die Französin entrüstet, schlug den Mantel zurück und legte ein weißes Bündel, in dem es zappelte und wuselte, dem ver-



Als er die Französin erblickte, wäre ihm beinahe die Pfeife auf den Boden gefallen.

brachten Mußjeh sehr nachdrücklich in den Arm: „Sein das écriture genuß?“

Das war es auch — und angesichts dieses sehr lebendigen Beweises sträubte sich der Zaches auch nicht mehr länger. Um es auch unsererseits kurz zu machen: es gab eine schnelle und nicht einmal unlustige Hochzeit. Die Französin hatte ein paar hundert Franken Heiratsgut mitge-

bracht und fand sich rasch und mit viel Anstand in ihre Stellung als deutsche Polizei- und Schuldienersfrau. Sie griff flink und herzlich ihre Arbeit an, so daß der Mußjeh sich recht entspannt fühlte und wohl mit seinem Los zufrieden sein konnte. Er war es auch — bis auf einen Punkt, in dem sie es ihm Zeit ihres Lebens nicht zu Dank machen konnte: sie lernte nämlich nie die Spätzle, diese Leibspeise aller echten Schwaben, nach den heimatlichen Kunstregeln zubereiten, und das war dem Zaches ein großer Kummer, über den ihn alle ihre französischen Leckerbissen nicht zu trösten vermochten, denn nichts aß er lieber als geschmälzte Spätzle und saure Linsen. Wenn seine Gelüste darnach gar zu mächtig wurden, ging der sonst so sparsame Mußjeh in eines seiner sieben Wirtshäuser und bestellte sich allda eine gehörige Platte voll Spätzle.

„Ihr müesst mi für kein Aushauser halte!“ pflegte er sich in halber Verlegenheit bei der Wirtin zu entschuldigen, „aber schon in der Bibel heißt es: der Mensch lebt nicht vom Brot allein — und der Schwab mußt seine Spätzle habe, wenn das au nit in d'r Bibel steht! Mei Belaschie in alle Ehre, — aber im Welschland habe se mitunter en ganz komische Guschto, und die Spätzle machet se mir so dick als wie Blindschleicher!“

Mehr als je welschte er drauf los, was das Zeug hielt, so daß er seinen Spitznamen mit vollem Recht verdiente. Gewissermaßen zum Ausgleich, aber wunderbarlich genug, vermißte die Pelagie ihr wenig, mühsam erlerntes Schwabendeutsch mit ihren heimatlichen Lauten; sonst aber fügte sie sich tapfer in die Lebensgewohnheiten ihrer neuen Landsleute, obgleich diese es ihr nicht leicht machten. Ihre Art sich zu kleiden und zu benehmen, stach zu augenfällig vom altgewohnten Dorfgebrauch ab und forderte anfänglich zu heftigem Widerspruch heraus; allmählich aber gewöhnte man sich nicht nur an ihre Absonderlichkeiten, sondern ahmte sie gar in vergrößerter Weise nach, und als es erst soweit war, hatte die Welsche, wie sie Zeit ihres Lebens hieß, Heimatrecht im Dorfe gewonnen.

Mit ihrem „Sakes“, auf den sie sehr stolz war, lebte sie einträchtig und zufrieden; aber wie er an ihr, hatte auch sie an ihm etwas auszufetzen: er trank auf seinen vielen Amtsgängen mehr Schöpple, als ihr recht und gut dünkte, und war nach ihrer Meinung abends viel zu viel außer dem Hause. Sie fühlte sich vernachlässigt und wollte weder einsehen noch gelten lassen, daß seine Abendgänge von Amts wegen sein mußten, weil er in den verschiedenen Wirtshäusern Feierabend zu bieten hatte.

„Ein rektes Mann geht 'eim su rekter Seit ohne das Polizei!“ behauptete sie starrköpfig,

und da der Mußjeh ihr keine andere Meinung beibringen konnte und doch seine Pflicht erfüllen mußte, war dies ein Grund zu mancherlei hitzigen Meinungsverschiedenheiten. Wenn ihm dann seine Pelagie vorwarf, wie einsam sie immer daheim sitze, nur darauf bedacht, Hausstand und innern Dienst musterhaft in Ordnung zu halten, indessen er sorglos draußen herumstrotzhe, dann ward der gutmütige Zaches fuchs-teufelwild.

„Heidekrautschockschwerenot, Belaschie!“ schrie er sie an, „laß mir mei königlich preußische Mueh — oder es spukt! Meinscht, es sei ein Pläsiar, tuschur draußen rumzuffielere, wenn die Sonn Blatere (Blasen) brennt oder wenn's Käge hagelt? Aber was sein mueß, mueß sei — und Amt ischt Amt!“

Sie gab sich jedoch selten besiegt und behielt stets das letzte Wort: „Aus die 'aus in die Amt ischt rekt; aber nix Amt — bleibsch in die 'aus entweder — oder je laisserai tout (ich werde alles lassen) hamble (schwäbisch: baumeln, eigentlich hängenlassen.)“

Meistens war der eheliche Friede schnell wieder hergestellt, denn die Pelagie war im Grunde genommen ein sehr vernünftiges Frauenzimmer, trotzdem bei solchen Anlässen der Mußjeh oft genug bruttelte: „Es ischt doch notal ein Glend, daß grad die gescheidesten Weibsleut sich allbot so dumm aufmußjizere.“

Dem Kriegskinde Robert — Robär Klang der Name den schwäbischen Ohren, wenn die Mutter ihn aussprach, Robärle oder kurzab Bärle nannten ihn die Brüder und Kameraden — waren schnell hintereinander noch drei kleine Trabanten gefolgt: der Schojeph (Joseph), der Schorsch (Georg) und der Scharele (Karl, Karlchen). Da ging es in der lustigen Polizeidienerwohnung oftmals eng genug her. Wenn die Buben töberten wie die Wilden und es dem Mußjeh gar zu bunt ward, griff er den einen oder den andern am Schopf und sperre ihn frischweg in den Ortsarrest; da mochte er dann poltern und schreien, bis er genug hatte und de- und wehmütig bettelte: „Batterle, mach auf, aber e bißle duzwitt! i will ganz g'wieß nimme so vill dabasch (tabage = Lärm) mache!“

Die vier Buben des Zaches sprachen, wie sich von selbst versteht, ein ganz merkwürdiges französisch-schwäbisches Kauderwelsch. Eines Abends beobachtete der Schorsch, der von allen der stillste und besinnlichste war, den aufgehenden Vollmond, wie er hinter dem Kirchturm hervorkam.

„Karl!“ rief er aufgeregt, „Karl, Scharele — komm schnell, guck au, heut Obet (Abend) ischt dr Mond e dicker Laliin.“ (la lune = der Mond.)

Seit die Kinder heranwuchsen, ging der Pelagie das Schwäbische viel leichter ein und es

machte ihr längst keine Schwierigkeiten mehr, mit den Nachbarinnen die neuesten Dorfgeschichten durchzuheheln; aber so viel Mühe sie sich auch gab, eines brachte ihre sonst so geläufige Zunge nie zuwege: das H am Anfange eines Wortes auszusprechen.

Als sie sich einmal bei einer guten Freundin arg verplauderte, merkte sie in einer Gesprächspause zu ihrem Schrecken, daß es inzwischen zu regnen angefangen hatte. Sie schlug die Hände



Da humpelte dann der Mußjeh voll eifertiger Geschäftigkeit durch die Gassen.

über dem Kopf zusammen und jammerte: „Daß Gott verbarm, il pleut! (es regnet) und die 'ösle 'angen im 'of!“

Der Polizeidiener hatte unter anderm dem Mußjeh zwei Pflichten auferlegt, die er mit großer Vorliebe erfüllte: das Ausschellen und das Feierabendbieten. Noch herrschte im Dorf die Sitte, alles, was der Doffentlichkeit bekanntgegeben werden sollte, durch den Polizeidiener ausrufen zu lassen. Da humpelte dann der Mußjeh voll eifertiger Geschäftigkeit durch die Gassen, schellte, was das Zeug hielt und verkündete mit weithinshallender Stimme in gewählten Redewendungen die wichtigsten und wichtigsten Dinge. Ein ganzes Rudel Kinder, das sich von Gasse zu Gasse vergrößerte, gab ihm dabei das Geleit, da und dort öffnete sich ein Fenster, der und jener trat unter die Türe und lauschte schmunzelnd, was der Mußjeh ausrief.

Als der alte Bach-Egmond sich entschloß, seinen Haushalt aufzulösen und alles, was er besaß, versteigern zu lassen, gab er dem Mußjeh

den Auftrag, es im Dorfe bekanntzumachen. Unter heftigem Schellen verkündete dieser also: „Der Egmond hat genueg, er verkauft sein ganze Krenmpel, vornab das Haus: es ischt fernt frisch reformiert (umgestaltet, anstatt: renoviert = erneuert) worde, mitsamt der Hypothek und em Kuchegechirr. Uebermorge präzis um halber Zehne — und gleich zahle.“

Inzwischen hatte sich der Egmond aber die Sache anders überlegt; es schien ihm ratsamer, noch ein paar Jährchen im alten Gleise weiterzumachen, und als der Mußjeh kam, um seinen Lohn einzufordern, erhielt er die Weisung, die Versteigerung rückgängig zu machen. Erhobenen Hauptes schritt der Zaches durch das Dorf, schwang die Schelle und verkündete kurz und bündig: „Bimbim, bimbim — dr Egmond tuet nimme!“

Das Feierabendbieten in den Wirtshäusern übte er mit viel Verständnis für die heikle Sache aus und wußte feine Unterschiede anzubringen, auf die er sich nicht wenig einbildete. Meist saß er schon lange vorher behaglich hinter seinem Schöppl und sah dem Gaigeln zu; aber mit dem Glockenschlag der Polizeistunde trank er hastig aus, schnallte den Säbelgurt enger und trat festen Schrittes zunächst vor den sogenannten Kagentisch, an dem die Knechte und Handwerksburschen saßen, und sagte schneidig: „Polzeistund! — allo marsch, das Licht aus und ab, sonst rueß i aufschreibe, verstande!“ Darauf wandte er sich zum Bauernisch, räusperte sich vernehmlich und gebot gutmütig: „Feierabet, ihr Manne! trinfet aus und gehnt heim, — die Weiber ästimiere (würdigen) das Warte nit!“ Am Herrentisch stand er halb stramm, legte grüßend die Hand an die Mütze und mahnte verbindlich: „Mit Verlaub, meine Herre, 's wär Zeit zum Feierabet mache.“

Auf Späße, die er sonst gut und gern verstand und mitmachte, ließ er sich in diesem wichtigen Augenblick nicht ein, sondern blieb ernst und gemessen, und wenn ihm einer der Herren ein Glas Wein anbot, nahm er es wohl dankend an, sagte aber regelmäßig, ehe er Bescheid tat: „Außerdienstlich! — Merxi, meine Herre, Zhne Zhr hochgeschätztes Wohl — aber eineweg Feierabet!“

Sieben Wirtshäuser gab es zu seiner Zeit im Dorfe und in allen sieben wiederholte sich derselbe Vorgang; da sie aber ziemlich zerstreut lagen und der Mußjeh sehr auf Gerechtigkeit hielt, war jedem Tag in der Woche ein anderes Wirtshaus zugeteilt, in dem er seine Runde begann und so kam keines zu kurz. Und so gerecht der Mußjeh war, so streng war er auch, und die schwerhörigen Hocker mußten es ohne Gnade büßen, wenn sie sich der ortsüblichen Ordnung nicht fügten. Traf er bei seinem zweiten Rundgang noch einen hinter seinem

Schöppl sitzen, so blieb er starrunzelnd an der Türe stehen, zog sein dickes Taschenbuch heraus und feuchtete den Bleistift kräftig an.

„Es ischt Feierabet vorbei — i mueß aufschreibe!“ sagte er, und wenn die Sünder dem Herrentisch angehörten, fügte er bedauernd hinzu: „Es tuet mir leid, meine Herre — aber vivat justitias!“ (lat justitia = Gerechtigkeit muß sein.)

Dann schrieb er umständlich Namen für Namen ein, versorgte noch viel umständlicher sein Buch wieder und schritt stramm zur Türe. Dort legte er die Hand an die Mütze und sagte, je nach der Art der Ertrappten entweder streng befehlend: „Feierabet!“ — oder nachsichtig mahnend: „Ohrewar, meine Herre!“ (au revoir = auf Wiedersehen!)



Am Herrentisch stand er halb stramm und legte grüßend die Hand an die Mütze.

Ohne besondere Ereignisse, doch ausgefüllt durch Arbeit und treue Pflichterfüllung gingen für den Mußjeh und seine Welsche eine Reihe friedlicher Jahre vorüber; sie waren genügsam und verstanden zu sparen, so daß sie jeden ihrer vier Buben etwas Nüchternes lernen lassen konnten. Einer um den andern flog aus dem elterlichen Nest aus, der älteste, der Robärle, sogar ins Welschland, in die nie vergessene Heimat der Mutter, und eines Tages saß das alternde Paar allein und einsam in der stillgewordenen Dachwohnung. Ganz leise fing der Mußjeh an, die Last der Jahre zu spüren, sein zerschossenes Bein und das Gliederreißen machten ihm mehr als je zu schaffen, und da und dort im Leibe schien dies und das nicht in

Ordnung zu sein. Nur sein Mundwerk war gesund und unverwüßlich geblieben und nie fühlte er sich wohler, als wenn an den langen Winterabenden treue Freunde in sein hochgelegenes Stübchen kamen und er mit ihnen alte Kriegserinnerungen auffrischen konnte. Da wuchsen dann seine Heldentaten ins Ungemessene; doch so recht aus sich heraus ging er nur, wenn seine Pélagie gerade bei einer guten Freundin zu Licht war; denn sie hatte eine so merkwürdige Art zu lächeln, wenn er mit dem Munde die Franzosen nur so im Handumdrehen bis nach Paris jagte, und wenn er im Eifer des Gefechtes gar zu sehr über die Schnur hieb, hob sie gutmütig drohend den Finger und warnte: „Dpla, Sakes, nit so isit!“

Die Pélagie war für ihre Jahre noch sehr gut zuweg und nahm ihrem Zaches längst schon an dienstlichen Arbeiten und Pflichten ab, was nur irgend in ihren Kräften stand; sie pflegte und betrete ihn mit viel Geduld, als aber ihre heimatlichen Süppchen und der wunderthätige Tee nicht mehr zu helfen vermochten und besonders der Magen dem Mußjeh viel zu schaffen machte, entschloß er sich endlich schweren Herzens, es mit dem Doktern zu versuchen. Damit gab er öffentlich zu, daß er selbst seinen Zustand für sehr bedenklich hielt, denn erst, wenn man sonst keinen Ausweg und keine Rettung mehr sah, suchten — wenigstens damals noch — die Leute von der Rauhen Alb ärztliche Hilfe.

Lang und breit schilderte der Mußjeh dem Arzte seine sämtlichen Leiden und schloß endlich mit dem Rate: „Herr Dokter, alle Reschpekt vor Jhner Wisseschaft: aber i mein, ir tuen am gescheitesten, Se verschreibe mir sell Botivmittel (Botiv-, Weih- anstatt Vomitiv- = Brechmittel) wo am Mattheisle so guet tan hat nach em Hochzigesse, — und auch gleich was für die Pyramide (anstatt Hämorrhoiden = Aderknoten), wo mi so plage!“

Der Arzt aber machte nach der Untersuchung ein bedenkliches Gesicht und unterwarf den Mußjeh einer gründlichen Kur, in deren Verlauf es sich ergab, daß sein Leiden recht ernster Art war und nur durch einen durchgreifenden Heilschnitt beseitigt werden konnte. Anfangs sträubte er sich mit allen Kräften dagegen, aber das vernünftige Zureden des Arztes und vor allem die mühsam verschluckten Tränen seiner Pélagie brachten ihn endlich soweit, daß er sich in das Krankenhaus der nächsten Universitätsstadt begab, nicht ohne vorher seine irdischen und himmlischen Obligatione (Verpflichtungen), wie er es nannte, in Ordnung gebracht zu haben.

Lange, bange Wochen gingen dahin, ehe an eine Heimkehr zu denken war; während sie den Mußjeh nach allen Regeln der Kunst wieder

zusammenslickten, saß seine Pélagie mit all ihren Sorgen und Kümernissen dabei in ihrer stillen Dachstube allein, und zum erstenmal seit langen Jahren sehnte sie sich nach ihrer schönen Heimat. Da war es ein wahres Glück für sie, daß ihr nur wenig Zeit zum Nachdenken und Grübeln blieb, denn sie hatte beinahe alle Obliegenheiten ihres Zaches tapfer übernommen; eine aber, das Feierabendbieten, hatte sie mit ihrem ersten Ausschellen ein für allemal kurz und bündig mit der Mahnung abgetan: „Alle Mannsleut soll bei Nakt su refter Seit ein in die Bett — ischt vill besser als Wirtsausocke!“

Lachend hörte man sie an und lachend fügte man sich — und so herrschte gute Ordnung im Dorfe, auch ohne den Mußjeh, der endlich wieder heimkam: blaß und mager zwar, doch nach seiner eigenen Aussage wie neugeboren. Mit umständlichem Behagen schilderte er seinen neugierigen Zuhörern alle Leiden, die er hatte ausstehen müssen, und kam sich ungeheuer wichtig vor: „Es ischt, wie i sag: zuerscht habe se mich elekterisiert, darnach massakriert, und wie alles nix genußt hat, dann habe se mi konfirmiert (chloroformiert wollte er sagen) und drauf losgeschnitte: schneid i nit, so hilfst es nix!“ schloß er stets seinen Bericht; „und geholse hat es — aber der Herr Professor hat gesagt: i wär ein ganz arrisanter und gewichtiger Fall!“

Nun hätte die Pélagie ein gut Teil ihrer Aemter wieder an den Mußjeh abgeben können, aber es stellte sich heraus: die Krankheit hatte seine Kraft verzehrt, und mit dem Polezei war es aus — der Zaches war ehrlich genug, sich selbst einzugestehen, daß er für dieses verantwortungsvolle Amt das Oberhaus — er meinte die Gedanken — nicht mehr so recht beieinander habe, von den Untertanen, den Weinen, ganz zu geschweigen: gerade daß es noch knapp für den minder wichtigen Schuldienere reichte. Nachdem er gründlich mit sich und seiner Pélagie Rat gepflogen hatte, trat er eines Tages, als der Gemeinderat versammelt war, feierlich in die Amtsstube und bat um seine Entlassung aus dem Polizeidienst.

„Herr Amtsvogt und wohlwöblicher Gemeinderat,“ sagte er mit zitteriger Stimme, „Se dürfe mr glaube, es geht mr konträr gegen das Gemeuet, daß i die Gemeinde im Stich lasse soll! Aber guckt, Jhr Manne, wenn man in mein Alter kommt und hat scho so vill Bataillen mitgemacht, — da läßt der großartigste Kopf nach und macht pergament nix als Konfessionen.“

Das mußte der Gemeinderat wohl oder übel einsehen, und gnädig entließ er den Mußjeh aus dem Polizeidienst, behielt ihn aber — oder vielmehr seine Pélagie — gegen Ehrensold und freie Wohnung als lebenslänglichen Schuldienere. Damit war er wohl zufrieden und genoß nun behaglich seinen Lebensabend. Immer noch

wußte er viel zu erzählen; als seine Krankheitsgeschichte den Reiz der Neuheit einbüßte, boten ihm die Lebensschicksale seiner vier Buben Stoff in überreicher Fülle. Alle waren gut geraten, hatten — nach seiner Ansicht — gar merkwürdige Wege gemacht und es sehr weit gebracht. Der Kobär war Küchenmätter (mätter für maitre = Meister) in einem großen Hotel in Frankreich; da hatte die Pélagie die Hand im Spiele gehabt, denn da sie in ihrer Heimat eine gar fürnehme Verwandtschaft besaß — ein Onkel von ihr war Konziersch (conciérge = Pförtner) in einem hochadeligen Hause —, ruhte sie nicht, bis wenigstens einer ihrer Söhne in ihre nievergeessene Heimat wanderte. Wichtig bekam der Kobär auch durch den einflußreichen Onkel die ausbündig gute Stelle und heiratete sogar ein welsches Bäschen; freilich, das war dem Sohne nicht ganz so gut geglückt wie einst dem Vater mit der Pélagie — so eine gab's eben nur einmal — und Kinder hatten sie auch keine. Dafür nannte der zweite — der Schojeph, ein ganzes Rudel sein eigen, Mädle und Buben wie die Orgelpfeifen, und eines immer frischer und stämmiger als das andere, und dazu ein Weible aus dem Effeß: musper und guter Dinge, und schaffig wie nur eine! Und wie hielt sie die Schwiegereltern in Ehren und war gar nicht hochnäßig, obgleich sie eine Städterin war und in der Klosterschule auf Bildung gelernt hatte. Der Schojeph durfte aber auch vermöge seiner Stellung Ansprüche machen: war er doch Sekretär bei der Landeskasse, hatte somit Beamtenrang und jeden Monat sein schönes, festes Gehalt auf dem Tisch.

Und erst der Schorsch! das war ein ganz Gewürfelter! Der hatte die Flaschnelei gelernt und kam mit seinem Handwerk durch die halbe Welt, die Meister rissen sich nur so um ihn, denn er verstand seine Sache wie kein zweiter. Was der für Merkwürdigkeiten zu erzählen wußte, wenn er je einmal auf der Durchreise zu einem hastigen Besuch in der elterlichen Dachwohnung einkehrte: von der großen Seestadt Leipzig, wo die hellen Sachsen wohnen, — dort heißen sie ihn Klempler; von den blinden Hessen, die es aber faustdick hinter den Ohren haben und ihn Spengler nennen; von dem schlesischen Riesengebirge, wo der Rübezahl daheim ist und die Hexen tanzen und wo eine ganz besondere Art von Wein wachsen muß — der Schorsch hatte so kurios gelächelt, als er von dem erzählte, und dabei den Mund verzogen, schier als ob er Eßig schlucke — dort sagten sie Blechner zu ihm. Nur eines war schade: der Schorsch hatte es mit dem Wandern wie der ewige Jude, ihm fehlte das richtige Sitzleder, und darum fand er auch keine Zeit, sich einen Hausstand zu gründen, obwohl sein Sparkassenbuch das längst schon gestattet hätte.

Und der jüngste, der Scharele? Hätte der einen bessern Schick machen können, als daß er des Michels Peternell heiratete und sich nur so in den schönsten Bauernhof im Dorf mit den besten Leckern und Wiesen im Gewann hineinsetzte? Vom Krautgarten hinter dem Hause und dem schönen Vieh im Stall gar nicht zu reden! Der Muffjeh konnte mit Recht stolz sein auf seine Buben, und immer wieder fand er noch etwas Schöneres und Besseres aus ihrem Leben zu erzählen.

Nun aber — gerade als bei seinen Zuhörern die Teilnahme etwas zu erlahmen anfing — griff die Weltgeschichte ein und sorgte dafür, daß dem Muffjeh das Trumm nicht ausging. Der große Krieg brach aus! — Der Weltkrieg! Stolz heftete der Zaches sein Eisernes Kreuz an die Brust und marschierte begeistert in der Stube auf und ab, so daß seine Pélagie Angst bekam, er wolle auch noch einmal mit. Dazu war er aber zu seinem Leidwesen doch zu baufällig; aber voll Vaterstolz sah er auf seine vier Söhne, die sich noch einmal in der engen Dachwohnung zusammen-



Well Vaterstolz sah er auf seine vier Söhne.

gefunden hatten, ehe sie zu den Waffen eilten. Auch der Kobär war gerade noch rechtzeitig über die Grenze gekommen —, aber ohne sein Weib, die falsche Kaze, wie er finster und murrend sagte, die solle nur bleiben, wo sie sei, wenn sie nicht zum Manne halten wolle — und Kobär heiße er auch nicht mehr, sondern auf gut deutsch Robert.

Die arme Pélagie kannte sich gar nimmer aus mit ihren wilden Mannsleuten und jammernte einmal ums andere über die bösen „Prussiens“, die ihr alle ihre lieben Buben totschießen wollten. Die Buben aber erklärten ihr lachend: die Prussiens, das seien ihre guten Kameraden, die mit ihnen gegen den Feind marschierten, und gerade dieser Feind, der es darauf abgesehen habe, sie totschießen, das seien die Franzosen, Russen und Engländer.

Da riß die Mutter entsetzt die Augen auf und wehrte ab: Russen und Engländer — ja, das konnte schon sein, aber nie, niemals die Franzosen! Wie könnten denn die Franzosen ihre Buben totschießen, da sie doch selber eine Französin ist! —

„Gsei, Mütterle, gsei!“ riefen lachend ihre vier Soldaten; „seit de uns Buebe hoscht, bischt e guete schwäbische Deutsche worde, des glaub nu!“ —

Das wollte anfänglich der Pélagie doch nicht so ganz einleuchten und sie schüttelte ein wenig ungläubig den Kopf. Als aber eine Siegesnachricht um die andere vom Kriegsschauplatz kam, so daß der Mußjeh nur zu tun hatte, um stets rechtzeitig die Fahne zum Schulhausbühnenfenster hinauszuhängen und die Rathausglocke zur Siegesfeier zu läuten; als sie sah, wie tapfer und treu alles im Dorfe zusammenhielt, als ernste und schwere Tugde kamen, als sie begriff, was Opferwille und Opferfreudigkeit vermochte, da ward ihr immer deutscher zu Mut. Und als gar eines Tages der Scharele, der von jeher ihr Liebling gewesen war, an der Warne verwundet worden war, löschte das letzte Restchen Franzosentums in ihr aus; daß ihr die ehemaligen Landsleute solchen Schmerz antun konnten, begriff sie nicht, und ganz entriistet rief sie aus: „Nicht nit möglich! — Sakes, c'est fini (es ist aus), von ent an schwäb i nur nof deutsch, — gar nir meh français, oui, oui, c'est ça!“ Worauf der Zaches lachend erwiderte: „O Belaschie, schwäb du nu, wie dir dei französische Schnabel gewaxen ischt, wenn du nu im Herze e gute Deutsche bischt!“

Und das mußte sie wohl sein, denn unermüdetlich stand sie ihrem Zaches zur Seite, wenn er Soldatenpäckle machte, half ihm die Fahne hinaushängen und die Glocken läuten und strickte und nähte für die Soldaten — für die ihren und für andere —, so viel sie nur konnte. Mit leuchtenden Augen hörte sie zu, wenn ihr der Zaches die Kriegslage erklärte und auf der Karte mit zitternden Fingern die Stellungen zeigte, wo ungefähr ihre Buben kämpften.

Als eines Tages vom Schorsch die Nachricht kam, daß er das Eiserne Kreuz verdient habe, und als er es bald darauf den Eltern heimgeschickte, hielt die Pélagie mit Tränen in den Augen das Ehrenzeichen des Sohnes neben jenes, das der Vater auf der Brust trug, und

zum erstenmal begriff sie den Stolz, mit dem ihr Zaches das schlichte Kreuz trug. Mit ihm freute sie sich, daß die deutsche Sache so gut stand, und nur manchmal, wenn von der Champagne die Rede war, flog ein leiser Schatten über ihr frisches Altersgesicht — und sie sann einen kurzen Augenblick lang wehmütig vor sich hin und gedachte der fernem Heimat. Dann



Mit Tränen in den Augen hielt sie das Ehrenzeichen des Sohnes neben jenes, das der Vater auf der Brust trug.

aber richtete sie sich tapfer auf und reichte mit festem Blick ihrem Zaches die Hand — und still und zuversichtlich saßen die beiden Alten beieinander und warteten, — warteten auf den Frieden und die Heimkehr ihrer Buben.

Einstweilen aber freuten sie sich an ihren Berichten aus dem Felde, und der Mußjeh ließ Nachbarn und Freunde ausgiebig genug daran teilnehmen. Selbstverständlich brauchte er dabei mehr als je seine Fremdwörter und französischen Brocken und dachte sich gar nichts Böses dabei, bis ihm eines Tages der Lehrer eine strenge Strafpredigt hielt: das sei undeutsch und der großen, ernsten Zeit nicht würdig; er solle doch die fremden Fexen von sich tun und vor allen Dingen dafür sorgen, daß er seinen weilschen Ueberramen los werde; er sei der deutsche Schuldienner Zaches und kein französischer Mußjeh.

Zunächst war der Zaches aufrichtig betroffen und blickte eine Weile starr ins Leere. Aber dann — dann dachte er angestrengt und ernsthaft nach und endlich schüttelte er den Kopf, wobei ein schalkhaftes Lächeln über sein runzliges Gesicht huschte.

„Herr Lehrer,“ sagte er treuherzig, „Se habe juschtament recht: das welsche Weise ischt nix nuß, das lasse Se ja nit aufkomme bei de Leut, vornab nit bei dr Jugend! Aber gucket Se, mei Schnabel ischt mit mir alt worde, und wird das Umfattle nimme guet vertrage, und i mein an: mei Belaschie tät's nit gern sehe. Und zum Exempel: was hat denn mein fremdländischer Diskurs (Diskurs = Gespräch) mit meiner deutsche Gesinnung zu tuen? Bei mir ischt jeder Bluetstropfe deutsch — und das ischt naturaliter die Hauptsach. Im übrige: nix für unguet, Herr Lehrer — und i schätz, ir lasse's mit em Name am beschte beim alte Modus; de Schuelzaches täte ja die Kinder auslache — und Reschpekt muß sei bei der Jugend: i bleib dr Mußjeh!“

### Der Abendmahlswein.

Von Alfred Bodt.

Der Herr Pfarrer war aus der Kreisstadt in ein weltfernes Dorf des hohen Vogelsbergs versetzt worden.

„Ich kenne die Bauern dort droben aus eigenster Erfahrung,“ hatte ihm ein Amtsbruder und Freund gesagt, „zwar essen sie nichts ungesalzen, allein von attischem Salz in den Predigten wollen sie nichts wissen. Sie brauchen massiven Stoff. Wenn sie sich die Stiefel schmutzig machen und in die Kirche kommen, wollen sie etwas dafür haben. Darum geb' ich dir den wohlgemeinten Rat: predige nicht zu kurz. Im Vogelsberg ist auch gut Brot essen, aber du mußt den Verhältnissen Rechnung tragen, mußt Kordel nachlassen, sonst kann dir's geschehen, daß du wie Jeremia deine Harfe an die Weiden hängst und klagst.“

Heute hatte der Herr Pfarrer im Dorf seine erste Predigt gehalten. Auf seine Rednergabe durfte er sich etwas einbilden. Und doch hatte er heute ein wenig zaghaft gesprochen. Da er geendet, beschlich ihn der Zweifel, ob seine Worte an die Gewissen gepocht, ob sie die Herzen der Hörer getroffen.

Er trat vor den Altar, verlas die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls und forderte die Kommunikanten auf, zum Tisch des Herrn zu kommen.

Wohl dreihundert Männer und Frauen waren es, denen er den Becher bot. Währenddessen jag die Gemeinde:

Schmücke dich, o liebe Seele,  
Laß die dunkle Sündenhöhle,  
Komm ans helle Licht gegangen,  
Fange herrlich an zu prangen,  
Denn der Herr voll Heil und Gnaden  
Will dich jetzt zu Gaste laden.

Die heilige Handlung war vollbracht. Der

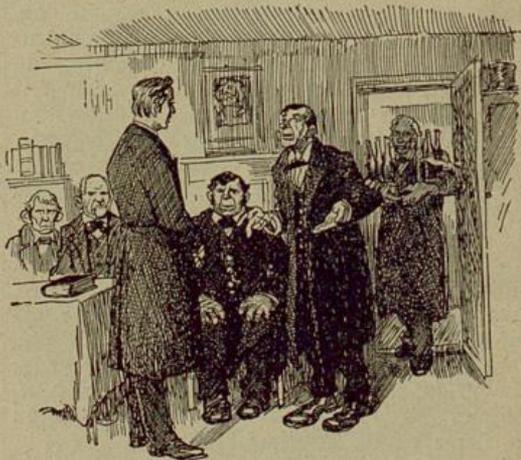
Pfarrer segnete die Gemeinde. Die Orgel setzte ein. Der Lehrer, der sie spielte, konnte sich heute nicht genug tun in seiner Kunst. Töne, innigster glaubensfester Frömmigkeit entsprungen, durchbrausten das alte Gotteshaus.

Der geistliche Herr begab sich in die Sakristei, wo die Weinflaschen standen, die, mehr oder minder gefüllt, vom Abendmahl verblieben waren. Der Kirchenvorstand folgte ihm.

„Das ist wohl so Sitte hier,“ dachte der Pfarrer, und wandte sich an die Männer, die sich in ihrer schwarzen Gewandung mit ernsten Mienen um ihn gruppierten: „Ja, meine Freunde, der Herr gibt uns im Abendmahl gar viel. Er gibt uns sein Gottvertrauen, seinen Pflichteser und seine Menschenliebe. Die Feier wird erst recht segensreich, wenn sie Veröhnung und Frieden stiftet, wenn sie Zwietracht und Haß aus unserer Gemeinde verbannt und eine herzliche Liebe entzündet. Wahrlich, dem allgemeinen Hang zu sinnlichem Vergnügen entgegen eröffnet sie eine Quelle edlerer, reinerer Freuden.“

Die Bauern hörten mit stumpfen Gesichtern zu. Sie wankten und wichen nicht.

„Was mögen sie nur wollen?“ dachte der Pfarrer und sagte: „'s ist bitter kalt hier.“



Der Geistliche ließ die Männer sich setzen, nur der Bembel aus der Untergasse blieb stehen.

Wenn Sie noch etwas mit mir zu besprechen haben, mein' ich, wir sollten ins Pfarrhaus gehen.“

Die Bauern nickten.

Den Herrn Pfarrer an der Spitze bewegte sich der Kirchenvorstand dem Pfarrhaus zu.

In seiner Amtsstube ließ der Geistliche die Männer sich setzen. Das taten sie, nur der Bembel aus der Untergasse blieb stehen und sprach: „Herr Parrer, solang die Kirch' im Ort steht, is es bei uns Mode gewest, daß der Abendmahlswein, der übrig ist, vom Kirchenvorstand getrunken wird. Das war eso und dadevon gehn